

Buchbesprechungen

Die Rezensionen des Kurtrierischen Jahrbuchs sind auf recensio-regio.net kostenfrei und ohne Registrierung einsehbar. recensio.regio ist eine 2011 eingerichtete Open-Access-Plattform, die von der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) im Rahmen des Fachinformationsdiensts Geschichtswissenschaft realisiert wird. Die Rezensionen dieser Sparte sind wissenschaftlichen Zeitschriften mit spezifischen regionalen Perspektiven vorbehalten. Die Freigabe der Rezensionen ist an die ausdrückliche Einverständniserklärung der jeweiligen Verfasserinnen und Verfasser geknüpft und wird seitens der Redaktion individuell erbeten.

Clemens VON LOOZ-CORSWAREM (Hg.), *Schifffahrt und Handel auf dem Rhein vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert: Beiträge zur Verkehrsgeschichte. Mit digitalem Verzeichnis der Akten der Handelskammer Köln im RWVA zur Schifffahrt und zum Stapelrecht, 1795 bis 1830 (= Schriften zur rhein-westfälischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 48)*, Köln / Weimar / Wien: Böhlau Verlag 2022, ISBN: 978-3-412-51771-7, EUR 55,00.

Die Bedeutung des Rheins wird in historischen Publikationen betont, hat der große Strom doch eine unübersehbare Rolle in der politischen, Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- wie Technikgeschichte eingenommen. Dennoch findet das Thema Binnenschifffahrt bis heute nur selten das ihm zustehende Interesse in der Forschung. Vereinzelt umfangreicheren Forschungsarbeiten, wie denen von Otto Volk zum Mittelrhein, stehen vor allem eine Anzahl von Einzelbeiträgen gegenüber, die spezielle Aspekte zu der Entwicklung des Rheins und seiner Schifffahrt behandeln. Leider sind diese oftmals an abgelegenen Orten zu finden. Mit einer großen Anzahl an fundierten Aufsätzen sticht hier Clemens Graf von Looz-Corswarem hervor, der über Jahrzehnte zu diversen Themen der rheinischen Binnenschifffahrt forschte. Im vorliegenden 48. Band der „Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte“ wurden die Arbeiten ausgewählt, die den Rhein als Verkehrsweg und Wasserstraße thematisieren. Der Autor hat ältere Beiträge überarbeitet, so dass die Aufsatzsammlung den aktuellen Forschungsstand bietet. Die nachfolgende kurze Übersicht verdeutlicht das beachtlich breite Interesse des kenntnisreichen Verfassers.

Der erste Beitrag unter dem Titel „Handelsstraßen und Flüsse, Die Verkehrsverhältnisse am Niederrhein zur Hansezeit“ stellt einleitend die Bedingungen und Voraussetzungen der Warentransporte auf den Land- wie Wasserwegen vor. Es werden die Abläufe und die Arbeitsmittel der Schifffahrt betrachtet, wie beispielsweise

der teure Antrieb zu Berg, das Treideln und die wichtigsten Schiffstypen. Anschließend werden die Organisationsformen dargestellt, von denen in den Häfen mit ihren Schiffervereinigungen bis zu den regelmäßig fahrenden Schiffsverbindungen, wie etwa der Markt- und der Beurtschiffahrt. Den gegebenen Möglichkeiten des Schiffshandels standen die politisch und wirtschaftspolitisch motivierten Beeinträchtigungen gegenüber. Präzise geht der Autor hier auf die Begehrlichkeiten der Städte mit ihren Stapelrechten ein und auf die der Landesherren mit ihrer Zollpolitik. Abschließend werden die Bedingungen für den Personen- und Postverkehr auf dem Land- wie auf dem Wasserweg umrissen und runden diesen Überblick zu den Handels- und Verkehrsverhältnissen ab.

Unter der Überschrift „Koggen vor Köln“ wird eine ältere, kontrovers geführte Diskussion aufgegriffen, die sich an der Frage entzündete, ob und vor allem wie lange ein direkter Rhein-Seehandel im Mittelalter zwischen Köln und England bestanden hat. Anhand der herangezogenen Quellen geht der Autor den Standpunkten nach und überzeugt mit seinem Ergebnis.

Wurde im ersten Aufsatz der Kölner Stapel angesprochen, so wird unter dem Titel „Zum Stapelrecht von Köln und der Schifffahrt auf dem Niederrhein in der frühen Neuzeit“ seine Schlüsselrolle für den Rheinhandel prägnant herausgestellt. Dieses Recht sollte die Handelsmacht Kölns, insbesondere den Groß- und Zwischenhandel, stützen. Die Ausführungen geben einen guten Überblick von der Entstehung und Funktion des Stapelrechts im 13. Jahrhundert bis zu den noch im 19. Jahrhundert beharrlich verteidigten, restlich bestehenden Vorteilen.

Ausführlich wird „Der Rhein als Verkehrsweg im 18. Jahrhundert“ vorgestellt. Die natürlichen Voraussetzungen des Flussverlaufes hatten früh die Entwicklung der großen Handelszentren an bestimmten Orten begünstigt, die mit den Stapelstädten Dordrecht, Köln und Mainz den Warenaustausch über den Wasserweg bestimmen sollten. Treffend werden die Mittel und Wege angesprochen, mit denen diese Städte den Handel weiträumig in ihre Mauern zu lenken vermochten. Dazu gehörte u.a. auch die Einflussnahme auf die Organisationsformen der Schifffahrt, waren sie doch für Fahrordnungen, die eingesetzten Schiffstypen und die Vergabe der Fahrstrecken zuständig. Die Betrachtung der Belastungen der Schiffer schließt neben den finanziellen Aspekten auch die Beschwerden ihres Berufsalltages mit ein. So lässt sich das Ergebnis dieser Untersuchung, dass die Dringlichkeit neuer Rahmenbedingungen auf dem Wasserweg den Zeitgenossen bereits wohl bewusst war, gut nachvollziehen.

Der Beitrag „Einige Worte über die Rhein-Schifffahrt, Die Düsseldorfer Schrift des Staatsrats Georg Arnold Jacobi von 1803 und ihr wirtschaftspoliti-

sches Umfeld“ schließt an das vorherige Thema an. Er beleuchtet die Düsseldorfer Verhältnisse im Rahmen dieser, den Zeitgenossen überregional bekannten Streitschrift, welche für eine Befreiung der Rheinschifffahrt von den überalterten Belastungen plädierte.

Bei seinen Ausführungen „Zur Niederrheinischen Schiffergilde in napoleonischer Zeit“ stellt der Autor die Neuerungen der Organisation und Ordnungen für die Schiffer gegenüber den bisherigen heraus. Dabei betrachtet er u.a. auch die Zusammensetzung und Herkunft der in Köln eingetragenen Schiffer*innen. Die Schifferverbände hofften, ihren Status zu erhalten, die Kaufmannschaft versprach sich von den Neuerungen der Reglements grundsätzliche Verbesserungen zugunsten eines schnelleren Warenaustausches zu günstigeren Tarifen.

Der Aufsatz „Der Kampf der Stadt Düsseldorf um ihren Freihafen zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ bietet am gewählten Beispiel einen guten Einblick in die langwierigen und von Rückschlägen betroffenen Bemühungen der Kaufmannschaft einer Stadt, die veralteten Handelsstrukturen aufzubrechen. Nur mit großer Hartnäckigkeit gelang es, Fortschritte zu erzielen, die einen Aufschwung der Wirtschaft bedeuten sollten.

Unter der Überschrift „Die Überwindung der Langsamkeit, Zur Lage der Beschleunigung von Warentransporten auf dem Rhein im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert – Versuch einer Strukturanalyse“ wird den Faktoren nachgegangen, die dem Wunsch der Kaufleute nach schnellerer Beförderung entgegenstanden. Mit dem Fokus auf die lohnende „große Fahrt“ zwischen den Niederlanden und Köln werden die Grundlagen und Voraussetzungen für die Schifffahrt herausgestellt. Demgegenüber standen die Eigeninteressen bestimmter Gruppen, denen eher der Erhalt der bisherigen Zustände zum Vorteil gereichte. Der Autor berücksichtigt hierbei nicht nur die Interessen der Landesherren und die der Stapelstädte, sondern auch die der Treidelschifffahrt. Überzeugend wird dargelegt, dass sich der Wunsch der Kaufleute und Kommissionäre erst mit der Einführung der Dampfschifffahrt voranbringen und letztlich realisieren ließ.

Mit dem Aufsatz „Schiffe im Eis, zur ‚Verwinterung‘ von Frachtschiffen auf dem Rhein im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts“ greift der Autor verdienstvoll ein bislang kaum behandeltes Thema auf. Anhand der Quellen der „Stiftung Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv“ (RWWA) stellt er die besonderen Gefahren und vor allem die Folgen für die Schiffer vor, die von Eisgängen überrascht festsaßen. Dabei bedurfte es nicht gleich großer Unglücke. An einigen Beispielen macht der Autor den großen organisatorischen Aufwand zur Sicherung und Zwischenlagerung der Waren, wie den zur letztlichen Abwicklung eines solchen Vorfalles

deutlich. Er weist dankenswerterweise darauf hin, dass die von ihm herangezogenen Quellen auch zu Fragen der Wirtschaftslage dieser Zeit beitragen können, da sie Angaben zu Warenarten und Mengen enthalten.

Unter dem Titel „Es geschah an der Schnellenburg, Das Unglück des niederländischen Frachtschiffs ‚Helena‘ bei Düsseldorf im Dezember 1830“ wird ein Unglücksfall mit seinen Folgen aufgegriffen, der sich anhand der Quellen des RWWA im Detail gut nachvollziehen lässt. Die vorgestellte Chronologie der Abläufe erlaubt nicht nur Einblick in das Procedere der Rettungsaktion der Waren, sondern klärt auch über die hierbei beteiligten Stellen auf.

Der Aufsatz „An Düsseldorf vorbei, Die ersten Dampfschiffe auf dem Rhein 1816-1825“ widmet sich den Hintergründen dieser ersten Fahrten auf dem Rhein. Eingangs wird die politische und wirtschaftliche Situation umrissen und die Lage der Rheinschiffahrt vorgestellt. Nach den Erläuterungen zu den Fahrten der ersten beiden Dampfschiffe, „The Defiance“ im Jahr 1816 und „Caledonia“ im Folgejahr, stellt der Autor die weiteren Versuchsfahrten in ihren Kontext der Entwicklung, die zu den Gründungen der Kölner und Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft führen sollte.

„Die Anfänge der Preussisch-Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft“ lässt der folgende Beitrag treffend nachvollziehen. Vor dem Hintergrund der politisch-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen wird das frühe Interesse und die finanzielle Beteiligung Kölner Unternehmer an der ersten, niederländischen Dampfschiffahrtsgesellschaft verständlich. Die Gründung der Kölner Gesellschaft baute auf bereits bestehende Beziehungen und Verständigungen mit der niederländischen Gesellschaft auf. Bestimmten in den frühen Jahren kartellhafte Absprachen das Geschäft, so setzte die 1836 erfolgte Neugründung der Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein eine Zäsur. Mit der neuen Konkurrenz wurden bisherige Verabredungen hinfällig. Der folgende starke Wettbewerb führte letztlich 1853 zur Betriebsgemeinschaft der Kölner und Düsseldorfer Gesellschaft.

Mit dem Beitrag „Die Fähranstalten zu Urdenbach und Zons, Ein Beitrag zur Zonser Fähre im 19. Jahrhundert“ stellt der Autor am gewählten Beispiel die Problematik dieser alten Berechtigungen vor. Sind die Ursprünge alter Fähren und ihr Einzugsbereich oftmals nur in Teilen nachvollziehbar, so boten Rheinstrecken, denen wie hier eine Grenzfunktion zukam, weiteren Zündstoff für Streitigkeiten. Anhand der jüngeren Auseinandersetzungen stellt der Autor die Schwierigkeiten heraus, gestellte Ansprüche an diesen Rechten zu prüfen, die hier letztlich noch bis ins 20. Jahrhundert der staatlichen Klärung bedurften.

Einen selten behandelten Aspekt der Personenschifffahrt behandelt der Aufsatz „Das Ratsschiff der Stadt Köln“. Hier geht der Autor den frühen Repräsentationsschiffen am Beispiel des Kölner Ratsschiffes auf der Grundlage der schriftlichen und bildlichen Quellen nach.

Der anschließende Beitrag behandelt detailliert „Die Staatsschiffe des Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier und ihre Schicksale“. Eingangs wird die Entwicklung der Repräsentationsschiffe und ihr Einsatz auf dem Rhein vorgestellt, bevor auf die Entstehungs- und Baugeschichte der Jachten des Trierer Kurfürsten eingegangen wird. Die größte und seinerzeit wohl berühmteste Staatsjacht dokumentiert der Autor akribisch, von den ersten Entwürfen bis zu ihrer letztlichen Ausstattung und den Liegeplätzen. Vor dem Hintergrund der politisch bewegten Zeiten erklären sich Besitzerwechsel und die Fahrten berühmter Zeitgenossen. Das Ende dieses wohl prächtigsten Repräsentationsschiffes auf dem Rhein ging einher mit dem Niedergang der Ära der hölzernen Schiffe. Selbst gekrönte Häupter sollten zukünftig die neue Technik in der Schifffahrt schätzen und mit Dampfschiffen fahren.

Mit dem Aufsatz „Schiffe auf dem Max-Clemens-Kanal“ wird prägnant der Baugeschichte und des Betriebes des heutigen Kulturdenkmales ab 1724 nachgegangen. Der Autor stellt die Organisation wie die technischen Einrichtungen für die Schifffahrt vor und liefert zudem eine Beschreibung der hier eingesetzten Schiffstypen.

Der letzte Beitrag „Schifffahrt im Spiegel der Kölner Handelskammerakten 1795–1830“ gibt eine Übersicht zu den die Schifffahrt betreffenden Akten des RWWA. Der Autor hat diese in einem über 1.300 Seiten umfassenden Findmittel erschlossen und sie sind nun im Bestand Abt. I des RWWA zu finden. Schon die gegebene Übersicht weist diese Quellen als Fundgrube für weitere Forschungen aus, nicht nur zur Schifffahrtsgeschichte, sondern auch zur Wirtschaftsgeschichte des Rheinlandes.

Mit Abschluss dieser umfänglichen Arbeit entstand der vorliegende Aufsatzband. Er erleichtert nicht nur den Zugang zu den verdienstvollen Beiträgen des anerkannten Autors, sondern bietet mit den Literatur- und Quellenangaben gleichfalls Grundlagen für weitere Forschungen.

Annette FIMPELER

Wolfgang BOHNEN / Lena HAASE (Hgg.), Kontrolle, Konflikt und Kooperation. Festschrift 200 Jahre Staatsanwaltschaften Koblenz und Trier (1820–2020). München: C.H. Beck, 2020, 450 S., ISBN: 978-3-406-76377-9, EUR 129,00.

Bis heute ist die Entwicklung der deutschen Staatsanwaltschaft ein eher randständiges Thema der juristischen Zeitgeschichtsforschung geblieben. Eine erste wissenschaftlich fundierte Gesamtdarstellung legte der frankophile Jurist Ernst Sigismund Carsten vor, der als Rechtsreferendar am Berliner Kammergericht tätig war. Seine Arbeit erschien 1932, nur wenige Monate vor der nationalsozialistischen Machtübernahme. Weil dem Autor eine Anstellung im Justizdienst verwehrt blieb und er zudem kurze Zeit später aus Deutschland fliehen musste, wurde sein großes Werk in Deutschland selbst kaum rezipiert und geriet alsbald in Vergessenheit. Sieht man einmal von einem Neuabdruck aus dem Jahr 1971 ab, dauerte es ganze achtzig Jahre, bevor Carstens frühe Pionierarbeit eine Wiederentdeckung und späte Würdigung erfuhr. Es war der in Argentinien geborene Jurist und Publizist Erardo Christoforo Rautenberg, von 1996 bis 2018 Generalstaatsanwalt in Brandenburg, der 2012 die von Carsten begründete Tradition aus geschichtlicher Analyse und Gegenwartskritik aufgriff und in neuer Form fortsetzte.

Ohne dass dies explizit reflektiert worden wäre, wandelt auch die von Wolfgang Bohnen und Lena Haase herausgegebene Festschrift zur zweihundertjährigen Geschichte der Staatsanwaltschaften Koblenz und Trier in mehrfacher Hinsicht auf den Spuren von Carstens Frühwerk. Dies spiegelt sich zum einen darin, dass gleich mehrere Beiträge die französisch-revolutionären Wurzeln der Institution in Preußen und im Deutschen Reich beleuchten (Franz Dorn, Eike Alexander von Boetticher, Anselm Weber). Gegenstand der ausführlichen und luziden Rekonstruktion ist das allmähliche Vordringen und die verzögerte Adaption einer vom Gericht unabhängigen Staatsanwaltschaft (*ministère public*) in den linksrheinischen Gebieten und die Modernisierung des altpreußischen Strafverfahrens nach napoleonischem Vorbild. Eine gewisse Geistesverwandtschaft zum Reformansatz von Carstens und Rautenberg kommt darüber hinaus auch in jenen Aufsätzen zum Ausdruck, die sich dezidiert mit der Problematik der Unabhängigkeit gegenüber der Exekutive (Robert Biever), dem staatlichen Weisungsrecht und der grundsätzlichen Notwendigkeit einer Reform angesichts eines als fehleranfällig betrachteten Ermittlungsverfahrens befassen (Egon Müller). So schließt etwa Müller seine prägnanten Überlegungen zur mangelhaften Aktenführung und einer kriminaltaktisch begründeten Zurückhaltung von Beweismaterial in staatsanwaltlichen Handakten mit der Forderung an den Gesetzgeber, die „Dominanz der Polizei“ zu beseitigen und die „Kontrollfunktionen der Staatsanwaltschaft im Ermittlungsverfahren“ deutlich zu stärken (S. 211).

Abgesehen von der Schwerpunktsetzung auf eine deutsch-französische Verflechtungsgeschichte und der erneuten Problematisierung einschlägig bekannter Reformforderungen bietet dieser wertvolle Sammelband zudem Einblicke in drei weitere zentrale Themenfelder der juristischen Zeitgeschichte. Ein erstes Thema ist die nationalsozialistische Strafjustiz und die Rolle der Staatsanwaltschaft im Nationalsozialismus, die in mehreren Fall- und Regionalstudien behandelt wird. So befasst sich Hans-Friedrich Müllers lesenswerter Beitrag mit den Verfolgungsgeschichten von vier jüdisch-deutschen Justizjuristen im Gefolge des so genannten Kerrl-Erlasses vom 31. März 1933.

Müller zeichnet nicht nur nach, in welcher Weise die jeweiligen Vorgesetzten – selbst keine NSDAP-Mitglieder – durch eine extensive Auslegung des Berufsbeamtengesetzes die Ablösung ihrer jüdischen Kollegen aktiv vorantrieben (S. 89). Vielmehr zeigt sein Beitrag auch, dass die Gewährung von Entschädigungsansprüchen nach 1949 zum Teil daran geknüpft war, dass die Geschädigten ausdrücklich auf eine Rückkehr in die Bundesrepublik verzichten mussten (S. 87). Ein weiterer Beitrag aus der Feder von Lena Haase ist der Staatsanwaltschaft Trier und deren Strafverfolgungspraxis im Großherzogtum Luxemburg gewidmet. Jedoch hat es die Mitherausgeberin und Autorin des preisgekrönten Aufsatzes versäumt, die Forschungen des gerade abgeschlossenen Großprojekts zur luxemburgischen Justizgeschichte einzuarbeiten, die am Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History entstanden sind. Unter Rückgriff auf das Analyseinstrumentarium Detlef Peukerts zeichnet Thomas Grotum im Ganzen überzeugend die Entwicklung der Jugendstrafrechtspflege im Landgerichtsbezirk Trier nach der Machtergreifung nach, während sich Franziska Leitzgen am Beispiel des Verfahrens gegen Dr. Karl Becker, seit 1935 Amtsbürgermeister in Klüsserath an der Mosel, mit der Anwendung des § 175 RStGB befasst, den die Nationalsozialisten Mitte der dreißiger Jahre verschärft hatten. Obwohl Leitzgens Beitrag zumindest am Rande auf die Kontinuität der Homosexuellenverfolgung in der Bundesrepublik eingeht, hätte es aus meiner Sicht nahegelegen, dem Thema einen eigenen Beitrag zu widmen.

Ein zweiter thematischer Schwerpunkt nimmt die Rolle der französischen Besatzungsjustiz bei der Verhängung der Todesstrafe (Christian Soulier) und die Ahndung nationalsozialistischer Straftaten nach 1945 in den Blick (Beate Welter, Thomas Wimmer/ Walter Rummel). Am Beispiel von Paul Sporrenberg, ehemaliger Kommandant im SS-Sonderlager Hinzert, zeichnet Welter die eindrucksvollen Bemühungen des Trierer Staatsanwalts Heinz König nach, die Rechtshilfebeziehungen zu Luxemburg, Frankreich und der Schweiz zu intensivieren. Die Autorin arbeitet zudem heraus, welche handfesten beruflichen Nachteile sich daraus ergaben: So musste der engagierte Strafverfolger auf dem Hö-

hepunkt seiner Berufslaufbahn eine Zwangsversetzung hinnehmen, wodurch er nur knapp dem Los entging, unter dem amnestierten Kriegsverbrecher Leonard Drach arbeiten zu müssen (S. 344). Eher konventionell ist der Aufsatz zu dem gut erforschten Fall Georg Heuser zu nennen, der auf einer Masterarbeit beruht. Er bewegt sich in den bekannten Bahnen der NS-Täterforschung, blendet aber die Bedeutung für die bundesdeutsche Polizeigeschichte weitgehend aus.

Schließlich ist ein drittes historisches Themenfeld der Kriminalitätsbekämpfung in der Bundesrepublik gewidmet. Während sich Peter Fritzen mit einem aufsehenerregenden Fall von Geiselnahme in der Stadt Trier zu Beginn der siebziger Jahre beschäftigt, bietet der Beitrag von Petra Terhoeven ebenso detaillierte wie bedrückende Einblick in die Ermittlungsakten zum Fall des RAF-Häftlings Holger Meins, der im November 1974 an den Folgen eines Hungerstreiks verstarb. Auf der Grundlage „neu zugänglich gemachter Verfahrensakten“ (S. 382) beleuchtet Terhoeven die Mordermittlungen des Strafverfolgers Reinhold Spies, die sich in einer Atmosphäre polarisierender medialer Dauerbeobachtung und einer durch die RAF induzierten „Fundamentalpolitisierung des Strafvollzugs“ (Marcel Streng) in der Bundesrepublik vollzogen. Obwohl das Verfahren eingestellt wurde, habe es laut Terhoeven dennoch einen erheblichen Einfluss auf die 1977 beschlossene Novellierung des westdeutschen Strafvollzugsgesetzes gehabt (S. 408).

Insgesamt handelt es sich bei dem Band um eine gelungene Synthese von historischen und gegenwartsbezogenen Arbeiten. Als durchlaufender roter Faden stellt sich dabei insbesondere die Einbettung des Untersuchungsgegenstands in einen größeren grenzübergreifenden Raum (Preußen, Deutschland, Luxemburg, Frankreich) dar, der sich vom späten 18. bis in das frühe 21. Jahrhundert spannt. Dem transnationalen Zuschnitt des Bandes hätte es allerdings sicherlich nicht geschadet, wenn sich Herausgeber und Autor:innen dazu entschlossen hätten, die zum Teil exzellenten theoretischen und empirischen Forschungen zur deutschen juristischen Zeitgeschichte, die sowohl in Luxemburg als auch in Frankreich seit Jahren vorgelegt werden, deutlich stärker zu berücksichtigen.

Annette WEINKE

Manfred BEINE / Marion KANT / Ralf OTHENGRAFEN (Hgg.), Ein westfälischer Jude in der preußischen Armee. Isaac Löwenstein aus Rietberg-Neuenkirchen und sein Tagebuch 1821–1823 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge, Bd. 77 / Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Bd. 16). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2021, 440 S., 131 Abb., Karten u. 2 Stammtafeln, ISBN: 978-3-7395-1246-4, EUR 29,00.

Die vorliegende Edition präsentiert die Ergebnisse eines langjährigen, amerikanisch-deutschen Forschungsprojekts über jüdisches Leben im 19. Jahrhundert in der Region Ostwestfalen-Lippe. Anhand der aus Neuenkirchen bei Gütersloh stammenden Familie Löwenstein wurde die rechtliche und soziale Stellung der Juden in dem nach 1815 territorial stark erweiterten preußischen Staat untersucht. Anstoß dazu gab das Reisetagebuch des 24jährigen Rekruten Isaac Löwenstein (1796–1871), den es auf seinem Weg von Ostwestfalen bis zur Bundesfestung nach Luxemburg durch den Rhein-Mosel-Raum führte. Infolgedessen ist die Quelle unter anderem auch für die Geschichte der Eifel und des Trierer Umlands von Bedeutung.

Löwensteins Tagebuch gelangte mit zwei weiteren Notizbüchern, die ebenfalls zu Beginn der 1820er Jahre entstanden waren, 2013 durch einen Nachfahren des jüdischen Soldaten in die Hände der Musikhistorikerin Marion Kant und ihres Ehemanns, des US-amerikanischen Historikers Jonathan Steinberg (1934–2021). Walter Loewenstein (gest. 2000), ein Urenkel Isaacs, rettete diese Dokumente mit anderen Papieren auf seiner Flucht vor den Nationalsozialisten nach Amerika. Sein Neffe gab die heute im Leo Baeck Institute in New York aufbewahrte Familiensammlung für die Forschung frei. Der im März 2021 verstorbene Steinberg erlebte die Veröffentlichung des vorliegenden Bandes leider nicht mehr. Kant, die die Quellen auch transkribiert hat, führte das Forschungsvorhaben nach dem Tod ihres Mannes mit gleicher Intensität fort. Sie fand mit Ralf Othengrafen, dem Leiter des Kreisarchivs Gütersloh, und Manfred Beine, dem ehemaligen Stadtarchivar von Rietberg, zwei Mitstreiter, die als Experten für die Geschichte der 1970 nach Rietberg eingemeindeten Ortschaft Neuenkirchen gelten. Auf 440 Seiten legten die drei zu dem 2021 Deutschland weit begangenen Jubiläum „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ den bisher umfangreichsten Band der Schriftenreihe des Kreisarchivs Gütersloh vor.

Isaac Löwenstein war im März 1821 dem Aufruf der preußischen Regierung zum Militärdienst gefolgt. Dafür verließ er gezwungenermaßen erstmals seine Familie, die im regionalen Garn- und Papierhandel etabliert war. Nach einem Fußmarsch „von 23 Tagen und zurückgelegten 100 Stunden“ (S. 129) entlang des Rheins und der Mosel bis über die niederländische Grenze kam er, zusammen

mit ein paar Hundert weiteren Rekruten, in der Bundesfestung in Luxemburg an. Den dortigen Soldaten-Alltag dokumentierte Löwenstein auf 174 Seiten seines stummen Begleiters im Jackentaschen-Format ebenso detailreich wie er die auf der Hinreise durchwanderten Landschaften, ihre Bewohner und die lokalen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse beschrieb. Auf dem Rückweg 1823 führte es die „Söhne Borussia“ (S. 154) abermals durch die südwestliche Peripherie Preußens, die nun als ‚Rheinprovinz‘ firmierte. Um deren Regierungssitz Koblenz bei dieser Gelegenheit in Augenschein nehmen zu können, wich Löwenstein sogar vom vorgegebenen Weg ab und befand: Sauberer als Köln und imposanter als Düsseldorf, sei Koblenz „eine der schönsten Städte am Rhein“ (S. 171).

Das Tagebuch Löwensteins stellt insofern eine Rarität dar, als es einerseits von einer bemerkenswerten „Schriftkundigkeit und Belesenheit“ (S. 29) seines Autors zeugt, obwohl Löwenstein als Angehöriger des Landjudentums nur die jüdische Dorfschule besucht hatte. Andererseits war er einer der „ersten jüdischen Rekruten des neuen Systems“ (S. 21) im preußischen Militär. Isaac steht hier stellvertretend für die „einländischen Juden“ in Preußen (ebd.), die ab 1814 wehrpflichtig wurden. In drei Beiträgen wird die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Familiengeschichte der Löwensteins nachgezeichnet. Die Familie Löwenstein entstammte den Nachfahren des kaiserlichen Hoffinanziers Jacob „Bassevi“, der bis zu seinem Tod 1634 einen beträchtlichen Anteil an der Finanzierung der katholisch-habsburgischen Truppen im Dreißigjährigen Krieg hatte.

In einem 90seitigen Aufsatz bettet Kant zunächst die Entstehung des anschließend vollständig abgedruckten Tagebuchs in die herrschaftspolitischen Wechsel seit dem Ende des Alten Reiches bzw. der Mediatisierung der Grafschaft Rietberg ein. Neuenkirchen war der einzige Ort der einstigen Grafschaft, in dem der prominente Landesherr, der ehemalige österreichische Staatskanzler Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg (1711–1794), Juden aufgrund „ihrer ökonomischen Fähigkeiten und Erfolge geduldet“ hat (S. 84). Noch 1817 lebten dort in 12 Familien die meisten Juden der vormaligen Grafschaft. Infolgedessen berücksichtigt Kant den sich verändernden Rechtsstatus der jüdischen Bevölkerung, die erst im Königreich Westphalen (1807–1813) gleichgestellt, ab 1815 unter preußischer Regierung jedoch in ihren Rechten wieder beschränkt wurde. Die Aufzeichnungen Löwensteins sind mit 222 Anmerkungen äußerst detailliert kommentiert. Seine Notizbücher untersucht Kant in einem weiteren, umfangreichen Aufsatz, um ein möglichst ganzheitliches Bild seiner Persönlichkeit zeichnen und um „das soziale Umfeld“ des Rekruten, „seine Lebensbedingungen und seine Erwartungen“ (S. 17) an die Armee rekonstruieren zu können. Die Notizen sind in Auszügen abgedruckt. Sie zeugen von Löwensteins Religiosität und zugleich von seiner politischen Haltung hinsichtlich der seinerzeit aktuellen Debatten über die Emanzipation der Juden. Zeitgenössi-

sche Abbildungen veranschaulichen einige der vielen Ortsbeschreibungen Löwensteins und das Erscheinungsbild der Bundesfestung. Die Routen der Hin- und Rückreise sind auf zwei eigens erstellten, kolorierten Karten rekonstruiert. Die ebenso eingehende Darstellung Beines vom Wirken Löwensteins, nachdem dieser von der Armee heimgekehrt war, komplettiert die Familiengeschichte. Hierfür zeichnet Beine als ausgewiesener Kenner der jüdischen Geschichte Neuenkirchens die wirtschaftliche und soziale Stellung der beiden „Rietberger Linien“ nach, die Isaac Löwenstein und einer seiner Brüder begründet haben. Ihre Familien trugen über „vier Generationen für nahezu 100 Jahre“ (S. 341) und über die Grenzen Rietbergs hinaus „zur Industrialisierung und zur Modernisierung von ländlichen Gebieten in Deutschland“ bei (S. 41). Zwei faltbare Stammtafeln in Bearbeitung von Manfred Beine und Thorsten Austermann sowie zahlreiche Photographien belegen die Löwensteins bis in die 1930er Jahre als Angehörige des „Rietberger Großbürgertums“ (S. 336). Umso eindrucklicher wirkt eine Aufnahme der vollkommen ausgebrannten Neuenkircher Synagoge vom 10. November 1938 (S. 362).

Am Beispiel des in Preußen dienenden Löwenstein leisten die Autoren einen wesentlichen Beitrag zur wenig erforschten Erfahrungswelt jüdischer Soldaten in den knapp 50 Jahren zwischen dem Ende der napoleonischen Kriege und der Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871. Löwenstein war im Hinblick auf seine Religionszugehörigkeit kein Exot unter den Kameraden. Von ihnen sei er, soweit die Aufzeichnungen den Rückschluss erlauben, zwar nicht drangsaliiert worden, allerdings vereinzelt von Vorgesetzten. Mehrheitlich scheint Löwenstein jedoch auf Verständnis bei den Offizieren gestoßen zu sein, wenn er beispielsweise an einem Sabbat bat, vom Dienst freigestellt zu werden. Obgleich er bald zum „Bataillons-Schreiber“ befördert wurde (S. 148), blieb Löwenstein eine Karriere im preußischen Militär versagt. Man habe ihm persönlich davon abgeraten, denn „die Juden hätten wenig Hoffnung, eine Anstellung im Staate zu erhalten“ (S. 160). Seine Entscheidung, stattdessen die Geschäfte seines 1825 verstorbenen Vaters, des Kaufmanns Selig Löwenstein, zu übernehmen, verwundert daher wenig. Um 1840 war Isaac Inhaber eines florierenden „Papier-en-gros-Geschäfts“ (S. 335) im wirtschaftlich bedeutenderen Rietberg. Kant überzeugt mit ihrer Schlussfolgerung, Löwenstein, der seinen Glauben offen lebte, habe sich aufgrund seiner angepassten Erziehung „als Preuße und als Deutscher“ identifiziert und sich daher selbstsicher unter seinen Kameraden bewegt (S. 18). Die Löwensteins lebten bereits um 1800 „in einer Weise, wie es auch geschäftlich Sinn machte“ (S. 96), an die christliche Gesellschaft angepasst, so auch unter preußischer Herrschaft. Demnach sah der Lehrplan der genannten jüdischen Dorfschule, die unter anderem von Isaacs Familie unterhalten wurde, neben der religiösen Erziehung der Kinder ihre elementare Schulbildung und insbesondere die Vermittlung der deutschen Sprache vor.

Ungeachtet der „beispielhaft“ verlaufenen Akkulturation (S. 83), wie sie hier den Löwensteins nachgewiesen wird, umgehen weder Kant noch Beine (S. 362–363) die notwendige kritisch-reflexive Sicht auf die restriktive rechtliche Stellung der Juden in Preußen und im gesamten Deutschen Bund. Sie benennen klar die in der Forschung noch immer unterrepräsentierte Kehrseite des staatlich von den Juden zwar geforderten, aber nicht durch eine entsprechende Gesetzgebung beförderten ‚Erziehungsprozesses‘. Der patriotische „Familienethos“ (S. 57) der Löwensteins, so Kant, veranschauliche daher einmal mehr die „bittere historische Ironie“, wonach Juden „aus der Generation von Isaac gerade das Deutschtum, den Nationalismus und die romantischen deutschen Ideale“ solcher Intellektueller verinnerlicht, die „ihnen von diesen selbst jedoch ständig aberkannt und verweigert wurden“ (S. 54–55). Folgerichtig verweist Kant auf das zu Löwensteins Lebzeiten unter judenfeindlichen Autoren kursierende Vorurteil, die Juden seien unfähig, dem ‚Vaterland‘ Soldaten zu stellen. Dieses wurde vor allem in öffentlichen Debatten als Argument vorgebracht, um Juden „ihre Emanzipation und ihre grundlegenden Rechte prinzipiell nicht zugestehen“ zu können (ebd.). Im Hinblick auf Löwensteins Selbstverständnis, „stolz, ein Preuße zu sein“ (S. 153), zeigt Kant exemplarisch, was für die jüdische Geschichte in Deutschland insgesamt zutrifft: „Aber der Weg in die Emanzipation war weder leicht noch glatt noch eben“ (S. 85).

Die vorliegende Edition des Tagebuchs gewährt einen mehr als nur „fragmentarischen Einblick in die Grundhaltung und in die Art des Umgangs, die die preußische Armee“ im 19. Jahrhundert „ihren jüdischen Soldaten gegenüber entwickelt“ hatte (S. 78). Die Herausgeber bieten einem breiten Lesepublikum darüber hinaus wertvolle Momentaufnahmen historischer, heute so nicht mehr erhaltener, durch Eisenbahn- und Straßennetze durchzogener Landschaften zwischen Ostwestfalen und Luxemburg und ihrer Bewohner. Im Folgenden seien hiervon einige Impressionen mitgeteilt.

So berichtete Isaac über den Zustand der Hygiene und der Assanierung in vielen kleinen Ortschaften, der in obrigkeitlichen Berichten nicht dokumentiert wurde. Er schrieb über die Qualität des Wassers und die Ursachen seiner Verunreinigung, so auch in der Stadt Luxemburg, wo ihn die verschiedenen baulichen und sozialen Verhältnisse zwischen der Ober- und Unterstadt verwunderten. Entsetzt war er über die dort übliche Brandmarkung straffällig Gewordener am Pranger und die auf der Guillotine vollzogenen Todesstrafen, was während seines Aufenthalts oft vorkam. Zugleich bestürzte ihn die „Rohheit“ der christlichen Einwohner, denn die Beerdigung eines Juden löste offenbar regelmäßig einen „Skandal“ aus, sodass die Trauernden von zwei „Polizeidienern“ begleitet werden mussten (S. 155). Allerdings sei die „Gendarmerie ...weit besser als im

Preußischen“ (S. 166) aufgestellt und auch die Assanierung auf dem Land sei unter niederländischer Regierung weiter fortgeschritten als auf „vaterländischem Boden“ (S. 167). Dies werde schon beim Grenzübergang bei Grevenmacher augenfällig, wo „in den Dörfern mehr Reinlichkeit“ vorherrsche, während in der Heimat „die Dörfer größtenteils aus elenden Strohhütten bestehen“ (S. 129). Das Luxemburgische befremdete ihn genau wie der Dialekt in der Eifel, wo die „Grundbirne“ (Kartoffel) „fast das einzige Nahrungsmittel der dürftigen Bewohner“ sei (S. 124). Viele Orte entlang der Mosel beschrieb Löwenstein als unansehnlich, darunter Föhren und Hetzerath, eine Ausnahme war Kesten. Generell schien ihm die hiesige Bevölkerung stark abergläubig zu sein und er hörte gleich mehrere „Histörchen“ über den Trierer Domstein (S. 126–127). An Trier zogen die Soldaten vorüber, jedoch erschien es Isaac von der Flussseite aus betrachtet wegen seiner vielen Kirchtürme eine außerordentliche Stadt zu sein. Den Vorgängerbau der heute stattlichen Wittlicher Synagoge lernte er als „klein und schlecht“ kennen, ohnehin zeichneten „enge und krumme Gassen“ die „große Kreisstadt“ aus, die „sehr schmutzig“ seien (S. 168). Die harte Handarbeit im Weinberg beobachtete der westfälische Rekrut an der Mosel und am Rhein erstmals und verfolgte sie mit Interesse; Moselwein schmeckte ihm ebenso gut wie Rheinwein. (Bad) Bertrich erlebte Löwenstein noch als ein „Dörfchen, berühmt durch einen Gesundbrunnen“ (S. 126). Mit Erstaunen bemerkte er auf seinem Rückweg im Herbst 1823, dass sich Köln in den vergangenen zweieinhalb Jahren „ungemein verschönert“ habe, „die Häuser werden abgeputzt“ und die „Straßen wurden reinlicher gehalten“ (S. 174), was er von Neuwied, wo alles „noch beim Alten“ war, nicht sagen konnte. Dort überraschte ihn jedoch das Zusammenleben von „7 Religionsparteien“, „Israeliten, Katholiken, Lutheraner, Reformierte, Herrnhuter, Mennoniten und Quäker“ (S. 124). Für viele andere Orte notierte Löwenstein hingegen, darunter Andernach, Kollig, Masburg und Sehlern: „Hier wohnen keine Juden“ (S. 124). Elberfeld und Barmen waren blühende und doch ansehnliche Fabrikstandorte, lange bevor die Städte zum heutigen Wuppertal vereinigt wurden; und Dortmund war trotz der Steinkohleförderung seinerzeit eine idyllische Stadt.

Löwensteins Schilderungen sind nicht zuletzt seltene Augenzeugenberichte, die von den mehrheitlich prekären Lebensbedingungen der Menschen vor zweihundert Jahren zeugen. Diese erschienen dem jüdischen Soldaten umso drastischer, je weiter er „im Preußischen“ nach Südwesten kam, vor allem in der Eifel. Da Soldaten auf Geheiß der Regierung auch bei Familien einquartiert wurden, die sich kaum selbst ernähren konnten, wie es Löwenstein mehrfach, z. B. bei Juden in Hontheim und bei Christen in Sehlern, erlebte, erfahren wir von der eklatanten Armut der ländlichen und städtischen Bevölkerung. Sie stellte in den Jahren nach der politischen Neuorganisation Deutschlands 1815 bis weit in den

„Vormärz“ hinein eine konstante physische wie mentale Belastung dar, die von ungezählten Menschen unabhängig von ihrer Religion und Konfession geteilt wurde.

Michelle STOFFEL

Jens KORNMÜLLER, Festschrift zum 200. Gründungstag des Max-Planck-Gymnasiums in Trier 1822–2022. Trier 2022; 212 Seiten; div. Illustrationen [o. ISBN]

Zum 200. Jahrestag der Gründung des heutigen Max-Planck-Gymnasiums – des „MPG“ – legte Jens Kornmüller, der als Studiendirektor Mitglied der Schulleitung unter anderem für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist, diese „Festschrift“ vor, die mit einer Auflage von 900 Stück im Selbstdruck der Schule erschien. Unter den älteren, allesamt längst vergriffenen Darstellungen zur Schulgeschichte von 1882, 1922 und 1972 ist die 220seitige „Jubiläumsschrift“ von Bernd Raussen († 2017) zum 175jährigen Bestehen der Schule von 1975 hervorzuheben. Diese war allerdings eine Kompilation von Beiträgen, die zuvor u.a. in dieser Zeitschrift erschienen waren und für die Monographie teils aktualisiert wurden.

Gleich zu Anfang stellt Kornmüller die rhetorische Frage, was dieses Werk eigentlich sei: Schon die Aufmachung des überaus reichlich illustrierten und durch viele Kolumnen aufgelockerten, großformatigen Buchs lässt darauf schließen, dass hier keine klassische Schulgeschichte oder gar -chronik entstehen sollte. Vielmehr, so Kornmüller, habe er die allgemeine Geschichte, besondere Ereignisse, die auf die Schule von außen einwirkten oder sich in ihr abspielten, sowie interessante Biographien miteinander verschränken wollen. Dabei habe er sich um „Genauigkeit“ genauso bemüht wie um „Lesbarkeit“. Will sagen: Ein Buch, das sich hinsichtlich der Fakten und Wertungen am Maßstab der Objektivität messen lassen will, und doch ein Buch über und für Schülerinnen und Schüler ist. Das Foto, das den Verfasser zu Beginn seines Diensts „kurz nach der Jahrtausendwende“ mit Cordjacke, Kaffeetasse und leicht trotzig ausschweifendem Blick zeigt, lässt darauf schließen, dass er sich nicht nur optisch stärker dem seligen Jim Morrison als den Paukern der einstigen „Knaben-Bürgerschule“ verbunden sieht.

Als solche war die Gründung 1822 erfolgt. Sie ist vor dem Hintergrund des Bruchs mit dem katholischen Bildungsmonopol in Trier in französischer, dann nachfolgend in preußischer Zeit zu sehen: Die staatliche Obrigkeit und gewiss auch ein großer Teil der Stadtbevölkerung hegte den Wunsch, künftig einer brei-

teren Schicht praktische, berufsorientierte Inhalte zu eröffnen, statt die höhere Schulbildung wie gehabt den männlichen Abkömmlingen der angestammten katholischen Honoratiorenschicht vorzubehalten. Dies stieß aber auf denkbar dürftige Voraussetzungen. So wurde die Schule zwar mit städtischer Billigung, aber in privater organisatorischer und finanzieller Trägerschaft durch den Privatlehrer Johann Matthias Fischer (1775–1854) gegründet. Das Schicksal Fischers, der im Zuge der Umwandlung der privaten Schule in eine städtische 1824 abgesetzt wurde, gibt gleich zu Anfang Anlass zum Nachdenken über den Geist der Zeit (S. 12): In Folge seiner Heirat mit einer deutlich jüngeren Protestantin, die bereits ein Kind von ihm erwartete, wurde er förmlich geächtet und seiner beruflichen wie materiellen Lebensgrundlage beraubt.

Kornmüller hat seine Darstellung in 13 Abschnitte gegliedert, deren Überschriften informationshalber wie folgt mitgeteilt seien: „1822–1845: Auf- und Abstieg der Knaben-Bürgerschule“; „1845–1882: Modernisierung und Professionalisierung“; „1882–1896: Auf dem Weg zum neusprachlichen Gymnasium“; „1896–1914: Für Kaiser und Vaterland“; „1914–1918: Schule im Ersten Weltkrieg“; „1918–1933: Deutschnationale Erziehung in Baracken“; „1933–1939: Gleichschaltung und Kriegsvorbereitung“; „1939–1945: „Auch ich bin Frontsoldat““; „1945–1965: Mangel, Stagnation und langsame Demokratisierung“; „1965–1975: Jugendprotest und Bildungsreform“; „1975–1999: Konsolidierung mit Computer und Kultur“; „1999–2011: Neuausrichtung im neuen Jahrtausend“; „2011–2022: Im Zeitalter von Globalisierung und Digitalisierung“.

Aus ihren denkbar bescheidenen Anfängen heraus durchlief die Schule bald diverse Statusveränderungen im institutionellen Bildungsgefüge von Stadt und Provinz. Die reichlich komplizierte Namensgeschichte der zehnmal (!) umbenannten Schule wies allerdings ein hartnäckiges Kontinuum auf: Ihre Bindung an den ersten „Deutschen Kaiser“, den so genannten Reichsgründer aus der Hohenzollerndynastie (S. 8): 1896 wurde das inzwischen unter staatlicher Aufsicht stehende „Königliche Realgymnasium mit Gymnasialklassen“ – so der vorherige Titel – „allergnädigst“ erstmals nach jenem Kaiser Wilhelm I. benannt. Durch die kurz danach erfolgte Einrichtung der 13. Jahrgangsstufe („Oberprima“) wurde es endlich zu einem vollwertigen Gymnasium, an dem man ab 1899 das Abitur ablegen konnte. Die damals enorm boomende Schule wurde 1914, als man in den neugotisch geprägten Neubau an der Sichelstraße einzog (S. 38, 40–41), durch die Abzweigung des später so genannten „Hindenburg-Realgymnasiums“ entlastet (S. 35). Das „KWG“ behielt indes die Benennung nach dem Kaiser sogar über den Sturz der Hohenzollernmonarchie hinaus – nun, 1919, in nur leichter sprachlicher Abwandlung als „Staatliches Kaiser-Wilhelm-Gymnasium“ firmierend. Erneute Umbenennungen in (1937) und unmittelbar nach der NS-

Zeit (1946) bewahrten den Kaiser im Titel immer noch. Erst 1948 entledigte man sich des alten Wilhelm – und zwar auf ministerielle Weisung. Die unter Beobachtung der französischen Besatzungsverwaltung stehende politische Führung legte schließlich den allergrößten Wert darauf, sich vom inzwischen aufgelösten preußischen Staat zu distanzieren. Die Wahl fiel auf den Physiker Max Planck, womit sich zumindest dem Anspruch nach eine naturwissenschaftliche Schwerpunktbildung ausdrückte (u.a. S. 109). Vom „KWG“ zum „MPG“ war es also ein langer, vielleicht zu langer Weg.

Es ist unschwer zu erkennen, dass Kornmüller das tituläre Festhalten der Schule am Kaisertum angesichts von „Pathos, Pickelhauben, Peinlichkeiten“ (S. 30–31), vor allem aber der nationalistischen Indoktrination der Schüler und ab 1904 weniger Schülerinnen (u.a. S. 33–34, 48–54, Koedukation aber erst ab 1974, S. 139) über die Jahrzehnte hinweg zuwider ist, sieht er doch, dass all dies einer Geistesverfassung Vorschub leistete, die in zwei Kriege führte. Den vergleichsweise größten Teil der Darstellung nimmt mit 44 Seiten denn auch die nationalsozialistische Zeit ein. Diese war von Raussen in seiner Geschichte zwar durchaus detailliert, allerdings in chronikalischer Form, also ereignisbezogen Jahr für Jahr, geschildert worden. Kornmüller wählt einen stärker biographischen Ansatz und räumt insofern eine gewisse „Unwucht“ der Darstellung ein. „Aber hier“, so der Verfasser wortwörtlich, „wollte ich rund 80 Jahre nach der Wannsee-Konferenz gebündelt jene Opfer und Täter vorstellen, von denen die Schulgemeinschaft bisher nur wenig weiß“ (S. 6).

Bei Kornmüller dominiert in allen Zusammenhängen ganz deutlich die individuelle Seite. Dazu dienen biographische Darstellungen jeweils unterschiedlicher Länge, die Personen in ihrem geistigen und beruflichen Umfeld porträtieren, die als Schüler, Lehrer oder Kooperationspartner in Verbindung zu der Schule standen. Da ist etwa der Sozialkatholik Sebastian Schäffer (1828–1901), der Offizier, Diplomat und Industrieunternehmer Ferdinand Eduard Stumm (1843–1925), sein späterer Verwandter, der deutsch-nationale Diplomat Wilhelm von Stumm (1869–1935), der jüdische Politiker, Diplomat und Journalist Adolf Müller (1863–1943), der Schriftsteller Johannes Heinrich Braach (1887–1940) und der Lehrer und spätere Philosophieprofessor Peter Wüst (1884–1940). Zwiespältige oder klar schuldbehaftete Personen werden nicht übergangen, sondern im Gegenteil mehr oder minder ausführlich porträtiert: Etwa der an der „Zwischenanstalt“ Andernach in führender Position tätige Nervenarzt Johann Recktenwald (1882–1964), die Wehrmachtsgenerale Herbert Loch (1886–1975) und Eugen König (1896–1985), Funktionäre des nationalsozialistischen Verfolgungsapparats wie Albert Urmes (1910–1985) oder August Korreng (1878–1945). Breiteren Raum erhalten die Verfolgten des Regimes: Unter ihnen die ermordeten Persönlich-

keiten (S. 84–89), von denen hier nur Adolf Altmann namentlich erwähnt sei (1879–1944), der sein 1920 aufgenommenes Amt als Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde Trier mit einer Lehrtätigkeit am KWG verbunden hatte. Neben jenen, die unter der Diktatur ihr Leben verloren hatten, werden auch Menschen vorgestellt, die die Verfolgung überlebten (S. 89–97). Besonders hervorzuheben ist die Wiedergabe eines aus dem Jahr 1946 überlieferten Gesprächs mit Jürgen Bassfreund (1923–2010), einem der letzten Schüler jüdischen Glaubens am KWG, der die Internierung in mehreren Konzentrationslagern als Kind überlebt hatte (S. 78–83).

Ungefähr die zweite Hälfte des Buchs deckt die Zeit von 1945 bis in die jüngste Vergangenheit ab. In den ersten Nachkriegsjahren brachte das nunmehrige MPG einige auf verschiedenen politischen Ebenen zu Prominenz gelangte „Gründungsväter“ hervor wie Wilhelm Rautenstrauch (1862–1947), Wilhelm Boden (1890–1961), Johannes Hoffmann (1890–1967), Alois Zimmer (1896–1973) und Gerhard Schröder (1910–1989). Neben diesen in staats- oder teils auch kirchlichen Diensten herausragenden Personen werden auch solche des kulturellen Lebens gewürdigt – unter ihnen erwartungsgemäß Guildo Horn und sogar noch größere Künstler wie der 1937 geborene Opernsänger Franz Grundheber, der seine Erinnerungen an die Schulzeit am MPG exklusiv für diese Publikation zu Papier brachte (S. 114–117).

Aber auch wer sich weniger für die ‚Promis‘ als für Alltagsleben und -kultur an der Schule interessiert – von den internationalen Schulbegegnungen bis zur mitunter pikanten Beschaffenheit der sanitären Anlagen – wird bei der Lektüre auf seine und ihre Kosten kommen. Kornmüller verweist eingangs darauf, dass sein Buch auch je nach Interesse, also zu punktuellen Zwecken, herangezogen werden kann. Das sei hiermit allen Interessierten sehr empfohlen. Der Verfasser präsentiert nämlich kein ‚Narrativ‘ einer in Tradition erstarrten Bildungsstätte, sondern einen Erlebnisort, der Geist und Seele gleichermaßen inspiriert. Aus seiner Darstellung spricht neben dem Grundzug einer wertebasierten Liberalität der Stil eines modernen Geschichtslehrers, der seinen Stoff nicht oder zumindest nicht vordringlich durch strukturbezogene Darstellungen, sondern stets in Verbindung mit Menschen zu vermitteln sucht. Damit erhält das Buch eine Anschaulichkeit und Farbigkeit, die in Festschriften dieser Gattung selten ist.

Stephan LAUX

Frederik SIMON, Seelsorge als Milieumanagement. Dechant Dr. Johann Ludger Schlich und der Katholizismus an der Saar zwischen 1913 und 1935. Münster: Aschendorff 2021, 541 S., 43 Abb., ISBN 978-3-402-15956-9, EUR 72,00.

Frederik Simon wurde 2019 an der Theologischen Fakultät Trier mit der vorliegenden Arbeit über den Saarbrücker Pfarrer und Dechanten Dr. Johann Ludger Schlich (1875–1950) promoviert, nachdem er 2017 in Trier zum Priester geweiht worden war. Die Betreuung der Arbeit erfolgte durch Bernhard Schneider, den Inhaber des Lehrstuhls für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

In Person von Ludger Schlich befasste sich Simon mit einem der führenden Priester in der Umbruchphase nach dem Ersten Weltkrieg im Saargebiet, einem so genannten „Milieumanager“, der nicht nur als Seelsorger und Vereinsführer, sondern auch als Publizist, Schriftsteller und Politiker agierte. Am Beispiel Schlichs möchte Simon den Paradigmenwechsel von Priesterbild und Seelsorgeverständnis in Deutschland bzw. in der Diözese Trier im Untersuchungszeitraum 1913–1935 aufzeigen. Er geht der Frage nach, wie Priestern, die im katholischen Milieu bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts als sakral überhöhte und dominante Personen galten, der Spagat gelang zwischen dem weltentrückten asketisch frommen Gnadenmittler und dem dynamischen Manager des Milieus. Ausgewertet wurden in erster Linie Akten des Bistumsarchivs Trier, des Landesarchivs des Saarlandes, des Landeshauptarchivs Koblenz, des Stadtarchivs Saarbrücken, des Ordensarchivs der Franziskanerinnen in Waldbreitbach, des Klosterarchivs der Benediktinerabtei Maria Laach und der Pfarrarchive der Saarbrücker kath. Kirchengemeinden Christkönig und St. Jakob.

Auf das Einleitungskapitel, die Darlegung des Forschungsstandes und der Quellenlage, S. 11–19, sowie die biografischen Eckdaten Pastor Schlichs, S. 21–28, folgt Kapitel 3: „Das Saargebiet und die Stadt Saarbrücken (1920–1935)“, S. 29–99, das in drei Unterkapitel gegliedert ist, die sich auf die politische Entwicklung, die Zentrumsparterie und die kirchliche Entwicklung Saarbrückens (1909–1935) beziehen. Das Schwergewicht der Monografie liegt auf dem vierten Kapitel: „Johann Schlich – Priesterlicher Dienst in Seelsorge, Katholischem Milieu und Politik“ (S. 101–453). Es schließen sich das Schlusskapitel an (S. 455–470), fünf Anhänge und das Literatur- und Abbildungsverzeichnis.

Johann Ludger Schlich wurde am 25. März 1875 in Bell bei Mayen als Sohn eines Backofenmeisters geboren. 1897 bis 1901 studierte er Theologie und Philosophie am Bischöflichen Priesterseminar in Trier und nach seiner dreijährigen Kaplanzeit in Kreuznach 1904/1905 Deutsch, Geschichte und Französisch für das höhere Lehramt in Bonn und Freiburg. 1905 zum Trierer Domvikar ernannt, arbeitete er

bis 1906 als Bistumssekretär im Generalvikariat und erteilte Religionsunterricht an der Ursulinenschule Trier. Sieben Jahre unterrichtete er anschließend Katholische Religionslehre, Hebräisch, Griechisch und Französisch am Gymnasium Saarlouis. 1913 wurde Schlich zum Pfarrer an St. Jakobus Maior in Saarbrücken ernannt.

Die religiöse Bindung in Saarbrücken war besonders locker, weshalb er anregte, neue Pfarreien zu gründen. 1929 wurde die Christkönigskirche eingeweiht, deren Leitung er übernahm, um noch mehr in der Caritasarbeit mitarbeiten zu können. Außerdem sei das Pfarrhaus im Vergleich zu dem in St. Jakob bescheidener, in dem ihn „jeder Kommunist besuchen“ könne, wie er in einem Schreiben an das Generalvikariat Trier angab (S. 163). Im selben Jahr erfolgte seine Ernennung zum Dechanten. Außerdem ernannte ihn Papst Pius XI. zum Päpstlichen Geheimkämmerer – höchster Ehrentitel für Kleriker. 1933 lud Schlich die Schulentlassenen nicht mehr zur Christenlehre ein, weil er diesbezüglich resigniert hatte.

Mit der Ernennung zum Dechanten des wichtigsten Dekanates im Saargebiet war Schlich quasi zum Primus inter pares der Saar-Dechanten aufgestiegen. Als solcher wurde er letztlich als „Spitze des Saarklerus gegenüber der Regierungskommission des Saargebiets bzw. den Nationalsozialisten wahrgenommen“ (S. 174). Der „äußerst machtbewusste Dechant“ wollte die Arbeiterschaft, die zumeist am Rande des kirchlichen Lebens stand, und ihre Bedeutung für die Wirtschaft und das gesellschaftliche Leben aufwerten. Andererseits brachte er den Arbeitern Vorbehalte entgegen, da sie oftmals Anhänger der SPD oder KPD waren. Die Arbeit der Katholischen Aktion stärkte er und versuchte Laienhelfer als Multiplikatoren zu gewinnen, die allerdings den Geistlichen unterstellt waren. Simon sieht in Schlich einen „Anwalt der Armen der Stadt“, der zudem „ein großes Geschick in Geldangelegenheiten besaß“, Ansehen in den höchsten Kreisen des Bistums genoss und eng mit dem Trierer Bischof Bornewasser und Diözesan-Caritasdirektor und Weihbischof Mönch zusammenarbeitete.

Die Dekanats- bzw. Pfarrkonferenzen wurden nicht nur zur Abstimmung pastoraler Projekte genutzt, sondern man nahm auch zu politischen Themenfeldern Stellung, etwa zur Schulpolitik und den sittlich-moralischen Missständen in der Stadt und zu Angelegenheiten der Caritas. Die Saarbrücker Geistlichen lehnten beispielsweise eine Anzeige für den Synagogengottesdienst in der Saarbrücker Landeszeitung ab, damit bei den christlichen Lesern nicht der Eindruck aufkomme, sie würden den „abrogierten Kultus“ empfehlen (S. 227). Schlich sorgte dafür, dass an allen Schulformen, selbst an den Domanialschulen der von Frankreich eingesetzten Bergwerksverwaltung, katholischer Religionsunterricht planmäßig erteilt, neue Ordensniederlassungen, u.a. der Franziskaner und Oblaten, gegründet, und Fürsorgemaßnahmen durchgeführt wurden.

Im Teilkapitel über Schlichs Handeln im Verbund des Diözesanklerus werden u.a. die Vorbereitungen und Beschlüsse der Trierer Diözesansynoden von 1920 und 1931 dargelegt. Erörtert wurden die Reform des Diözesankatechismus und die Überarbeitung des Diözesangesangbuches. Seinen Antrag auf Neuordnung der Dekanats- und Definitionsgrenzen begründeten die Dekanatsgeistlichen aus Wittlich, Barweiler und Saarbrücken in ihrer Wahrnehmung vor allem mit der Erscheinung des Bolschewismus im Saargebiet, der zunehmenden Unsittlichkeit und dem anwachsenden Unglauben.

Dechant Schlich war zudem Verfasser vieler Bücher, Zeitschriften sowie Autor von Beiträgen und katechetischen Zeitungsartikeln, auf die Frederik Simon in seiner Dissertation näher eingeht. Schlichs Dissertation „Das Wesen der christlichen Hoffnung und irrige Ansichten über diese Tugend“ aus dem Jahre 1906 war durchdrungen vom Antimodernismus. Er schrieb darüber hinaus mehrere Chroniken und setzte sich in zwei Beiträgen mit dem Plebiszit 1935 an der Saar kritisch auseinander. Die umfangreichsten seiner Bücher sind jedoch Gebet- oder Andachtsbücher. Der Gemeinschaftsmesse, die von der Liturgischen Bewegung mit dem Zentrum Maria Laach ausging, stand er aufgeschlossen gegenüber. Im Ersten Weltkrieg vermittelte er den Hinterbliebenen Gefallener die Botschaft, dass deren Tod nicht umsonst gewesen sei. „Vielmehr sei der Tod für das Vaterland ein christlicher (Helden-)Tod, da es sich bei dem aktuellen Krieg um einen Verteidigungskrieg handle, der aus Notwehr für das Völkerrecht sowie die menschlichen Güter und christliche Sitte geführt werden müsse“ (S. 315). Schlich wich allerdings von der gängigen katholischen Praxis ab mit seinem Aufruf, auch für die gefallenen Feinde in den allgemeinen Fürbitten zu beten. „Daran wird deutlich, dass für Schlich nicht die ‚Nation‘ im Vordergrund stand, sondern vielmehr die religiöse Gesinnung für das Vaterland, auch wenn dies nicht das eigene war. Man kann an dieser Stelle erkennen, dass für Schlich jedes Menschenleben und jede Seele, die gerettet werden muss, gleich viel wert war“ (S. 320). 1935 erschien bereits in dritter Auflage Schlichs Auseinandersetzung mit Alfred Rosenbergs Mythus des 20. Jahrhunderts. Er war damit einer der ersten Theologen, die sich gegen die menschenverachtende NS-Ideologie wandten.

In seinen Ratgebern für Jugendliche oder Eheleute vertrat Schlich die damals üblichen Moralvorstellungen. „Mit Nachdruck weist er noch einmal darauf hin, dass jeglicher Geschlechtsverkehr vor der kirchlichen Trauung nicht erlaubt sei und die Verlobten, auch wenn sie schon staatlich getraut seien, nicht zusammenwohnen dürften. [...] Nach der Heirat in der Kirche, die nicht bloß eine Segnung darstelle, sei das Paar nun berechtigt, die Ehe auch zu vollziehen, denn fortan seien sie eins“ (S. 327). Der erstrangige Zweck der Ehe bestand nach Schlich darin, Nachkommen zu zeugen und zu erziehen.

Mit seinen Schriften wollte der Saarbrücker Dechant möglichst viele Menschen erreichen, sie stärker am gottesdienstlichen Leben der Kirche beteiligen und ihren Glauben vertiefen. „Ferner zog er auf dem Papier in die Schlacht gegen den Nationalsozialismus und andere staatliche Institutionen, die den Ansichten der katholischen Kirche widersprachen“ (S. 329). Simon sieht in der Person Schlich, dem Verfasser religiöser Erbauungsliteratur, Olaf Blaschkes Diktum bestätigt, Priester seien bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts „Milieumanager“ gewesen.

Nach dem seelsorglichen Wirken untersucht Frederik Simon im zweiten Hauptteil seiner Dissertation das politische Wirken Schlichs. Frankreichs Bestrebung, ein Saar-Bistum zu errichten, stand er ablehnend gegenüber. Auch der Erste Saarländische Katholikentag 1923 war für ihn ein „Bekennnis zu den Heimatdiözesen“ Trier bzw. Speyer.

Im Saargebiet waren 1933 mit Schlich insgesamt nur fünf Priester in der Politik tätig, weshalb nach Simon das Phänomen der „Zentrumsprälaten“ auf kommunaler Ebene nicht überbewertet werden dürfe. Auch auf diesem Feld zeigte Schlich Ehrgeiz. Zu all den anderen Aufgaben in verschiedenen Ausschüssen kandidierte er, wenn auch vergebens, bei der Wahl zum unbesoldeten Beigeordneten. In der Stadtverordnetenversammlung zeichnete er sich nicht nur als Fachmann für Finanzfragen, sondern auch als Verfechter der Interessen und Werte der katholischen Kirche aus. Außerdem war der Milieumanager einer der Hauptmatadore, die sich um die Gründung eines katholischen Verlages kümmerten. Er gehörte dem Aufsichtsrat der Saarbrücker Druckerei und Verlag AG an. Im Bereich der Printmedien müsse die katholische Kirche präsent sein, denn die Presselandschaft sei ein Kriegsschauplatz, auf dem man sich mit der Feder duelliere, um die eigenen Interessen zu vertreten. Die Presselandschaft im Saargebiet hatte sich 1931 vollkommen verändert. Von den 31 Tageszeitungen wurden zehn vom Zentrum herausgegeben, sechs standen dem Liberalismus nahe, zwei der KPD, eine der SPD. Die anderen nahmen eine politisch und weltanschaulich neutrale Haltung ein.

Relativ knapp stellt Frederik Simon Schlichs „Kampf gegen den Nationalsozialismus“ dar (S. 423–453). Schlich hatte am 7. November 1943 ein mehrseitiges „Geistiges Testament“ begonnen, an dem er über mehrere Wochen gearbeitet hatte, „Kirche und Nationalsozialismus im Saargebiet“, Bistumsarchiv Trier, Abt. 134 Nr. 95. Seinen Rückblick eröffnete er mit den Worten: „Für die spätere Geschichtsschreibung teile ich mit:“ (S. 426). Die Saarbrücker Pfarrkonferenz befasste sich erstmals am 1. Juni 1931 mit dem Nationalsozialismus. Beim Tag der katholischen Saarjugend am 29. Juli 1934 in Saarbrücken warb Bischof Bornewasser für ein Bekenntnis zu Deutschland. „Während der gesamten Veranstaltung stand Schlich in erster Reihe neben der gesamten katholischen Pro-

minenz, an deren Bühne die 50.000 Jugendlichen vorbeimarschierten und die hohe Geistlichkeit grüßten. „Während Schlich sich auf diese Weise deutlich vom Führerkult abwandte und der Partei Adolf Hitlers eine Absage erteilte, nutzte Bornewasser diesen Moment nicht in dieser Form. [...] Dabei wäre dies, so muss man aus der Retrospektive feststellen, ein guter Moment gewesen, um die Bewohner des Saargebiets vor dem Terrorregime der Nationalsozialisten zu warnen. Vielmehr tat er das Gegenteil: er verurteilte die Bestrebungen der Status-quo-Bewegung („Neue Saarpost“)“ (S. 435). Mit der katholischen Tageszeitung Neue Saarpost warb der auf Druck der Nationalsozialisten entlassene Chefredakteur der Saarbrücker Landeszeitung, Johannes Hoffmann, für den Status quo. „Die finanziellen Mittel erhielt er größtenteils [...] von Schlich und Bungarten. Das Trio versuchte also auch weiterhin mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln Widerstand gegen das nationalsozialistische Deutschland zu leisten, wobei die beiden Priester nur verdeckt agieren konnten“ (S. 436). Für die ermordeten Erich Klausener, Leiter der Katholischen Aktion Berlins, und Adalbert Probst, DJK-Bundesführer, wurden in St. Michael und St. Josef Requien gelesen. Die Messe in St. Michael zelebrierte Dechant Schlich.

Nach der Rückgliederung der Saar am 1. März 1935 wurde Schlich kurzfristig festgenommen. Als er wegen Devisenvergehen angeklagt wurde, floh er über Luxemburg in die Schweiz. Nachdem die Anklage zurückgezogen worden war, wollte er nach Saarbrücken zurückkehren, was ihm untersagt wurde. „Offiziell wollte man ihn durch diese Maßnahme schützen. Vielleicht befürchtete man aber auch, dass es zu Unruhen kommen würde“ (S. 450). Schlich wurde zum Pfarrer von St. Peter in Koblenz-Neuendorf ernannt, wo ihm 1941 durch die Reichsschrifttumskammer Schreibverbot auferlegt wurde. Simon kommt abschließend „zweifelsfrei“ zu dem Ergebnis, dass Johann Ludger Schlich v. a. als Saarbrücker Dechant bis 1936 „ein Kämpfer wider den Nationalsozialismus war“ (S. 452). Er räumt allerdings – so heißt es wortwörtlich – eine „kleine Trübung“ ein: Schlich, der in Saarbrücken sich noch für Juden eingesetzt hatte, vertrat als Pfarrer in Neuendorf während eines Einkehrtages für junge Frauen zumindest ansatzweise die NS-Rasselehre, die er als gottgewollt darstellte. Diesbezüglich von „kleine Trübung“ zu sprechen, stellt allerdings eine Verharmlosung dar, denn Schlich, der in hohem Maße im deutschnationalen bzw. weltanschaulichen Konservatismus verankert war und mit dem Nationalsozialismus eine Bekämpfung missliebiger Zeiterscheinungen verbunden hatte, kann nicht uneingeschränkt als Widerständler angesehen werden.

Simons Dissertation ist eine beachtliche Leistung. Ungeachtet dessen seien einige kritische Bemerkungen gemacht: So sollten zum Abstimmungskampf 1934/1935 auch entsprechende Akten des Bistumsarchivs Speyer eingesehen wer-

den, weil die Bischöfe von Trier und Speyer, Bornwasser und Sebastian, eng kooperierten. Wünschenswert wäre zudem die Auswertung von Akten ausländischer Archive, etwa des Vatikanischen Apostolischen Archivs. Die Apostolischen Visitatoren im Saargebiet, Gustavo Testa und Giovanni Panico, erstellten Lageberichte aus dem Saargebiet für den Heiligen Stuhl. Simon spricht eine Denkschrift an, welche die Pfarrer Schlich und Bungarten Nuntius Eugenio Pacelli am 6. Dezember 1921 in München überreichten. Auf Anregung Pacellis wurde die Eingabe nachträglich von fast allen Geistlichen im Saargebiet unterschrieben und mit der Bitte um Weiterleitung an den Heiligen Stuhl nach München geschickt. Es bestehen Zweifel, ob die Denkschrift im Vatikan ankam. „Ob dies der Wirklichkeit entspricht und die Denkschrift niemals (auch nicht über den deutschen Botschafter am Heiligen Stuhl) im Vatikan ankam, müsste in den dortigen Archiven überprüft werden“ (S. 341, Anm. 1354). Das Archiv des Völkerbundes in Genf, Archives de la Société des Nations Genève (A.S.N.), an das die Akten der Regierungskommission des Saargebiets Ende Februar 1935 abgegeben wurden, hätte mit hoher Wahrscheinlichkeit auch zu Dechant Schlich weitere Erkenntnisse liefern können. Bedauerlich, dass Pfarrer Schlichs Tätigkeit in Koblenz-Neuendorf nur cursorisch abgehandelt wird: „Über seine Zeit als Pfarrer in Koblenz-Neuendorf (St. Peter) lässt sich wenig berichten“ (S. 451). Der Autor gibt als Begründung an, dass sämtliche Dokumente und Unterlagen aus dem Neuendorfer Pfarrarchiv vom Bistumsarchiv Trier übernommen wurden und diese derzeit bis auf unbestimmte Zeit nicht zugänglich seien.

Der Arbeit wäre ein sorgfältigeres Lektorat zu wünschen gewesen. Eugenio Pacelli war nicht bis 1930 Apostolischer Nuntius in Deutschland, sondern bis 1929. Die Christlich-Soziale Partei des Saargebietes (Vitus-Heller-Bewegung) hatte sich am 25. Januar 1931 in Arbeiter- und Bauernpartei Deutschlands – Landesverband Saargebiet umbenannt und nicht im Jahre 1932. Die Breite Straße in Saarbrücken wurde 1935 nicht in Jakob-Arhanne-Straße umbenannt, sondern in Jakob-Johannes-Straße. Der Autor von „Katholische Volksmission in Deutschland“ heißt Thomas Klosterkamp, nicht Klostermann, wie an manchen Stellen angegeben. Der Autor von „Wer war Hermann Röchling?“ hieß Dieter Gräbner, nicht Dietmar Gräbner. Bei Jürgen Karbach / Paul Thomes: *Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes (1792–1918)*, Saarbrücken 1994, handelt es sich nicht um Teil 2, sondern um Band 3, Teil 2.

Letztlich bleibt das Verdienst der Arbeit Frederik Simons aber ungeschmälert. Die Kenntnisse über die Kirchengeschichte Saarbrückens, des Saarlandes und des Bistums Trier sind stark erweitert worden.

Franz Josef SCHÄFER

Heinz GANZ-OHLIG, ROMIKA – „Eine jüdische Fabrik“. Die Schuhfabrik in Gusterath-Tal zur Zeit ihrer vorwiegend jüdischen Inhaber Hans Rollmann, Carl Michael und Karl Kaufmann; sowie Rollmann & Mayer in Köln und die damit zusammenhängenden Firmen- und Familiengeschichten. 2. erweiterte u. überarbeitete Auflage (= Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 16). Trier: Paulinus Verlag 2021, 296 S. Zahlr. Abb. EUR 34,90.

Am 13. Juni 2022 strahlte das Erste Deutsche Fernsehen eine Dokumentation mit dem Titel „Die Romika-Story“ aus und kündigte an: „Ob Segelschuhe, Gummistiefel oder Pantoffel – seit 100 Jahren stehen Romika-Schuhe für eine Erfolgsgeschichte. Der Name ‚Romika‘ hat bis heute eine große Strahlkraft. Doch es gibt ein dunkles Kapitel, das lange verschwiegen wurde.“ Der Fernsehsender konnte den in der Schweiz lebenden Urenkel des Firmenmitgründers Hans Rollmann für eine Mitarbeit gewinnen. Einer der Höhepunkte des Films ist die Begegnung von Carl Liederman mit Björn Lemm, dem Sohn von Hellmuth Lemm, der 1936 die von den Nazis in den Konkurs getriebene Schuhfabrik „übernommen“ hatte. Liederman sagte danach: „Ich denke, es war ein erfolgreiches Treffen. Er hat diesen Satz gesagt. ‚Ohne das Naziregime hätten die Rollmanns weitergemacht und die Lemms wären nie hierher gekommen.‘ Ohne diesen Satz wäre ich sehr unzufrieden zurück gefahren.“

Dass Carl Liederman sich seit Jahren intensiv mit seiner Familiengeschichte beschäftigt, ist u. a. dem hier vorzustellenden Buch zu verdanken, dessen erste Auflage im Jahr 2012 erschien, Beachtung fand und schnell ausverkauft war. Der 1957 in Hermeskeil geborene Autor Heinz Ganz-Ohlig hatte in jahrelanger Kleinarbeit umfangreiche Recherchen durchgeführt und Materialien aus knapp 30 Archiven zusammengetragen. Das reich illustrierte Buch, gegliedert in 28 Kapitel, war eine präzise Dokumentation der Geschichte des Unternehmens. Knapp zehn Jahre später entschloss sich der Autor zu einer zweiten Auflage. Durch einen etwa 60 Seiten umfassenden „Nachtrag“ hat er seine Publikation deutlich erweitert und stellt viele neue Aspekte zur Firmen- und Familiengeschichte vor. Auch weitergehende Forschungsergebnisse zum Thema Zwangsarbeit bei ROMIKA werden präsentiert und der Aspekt „Erinnerungsarbeit“ vertieft.

Nach einleitenden Bemerkungen zur Marke ROMIKA beschreibt der Autor in den Kapiteln drei bis sieben ausführlich die Firmengründung in Gusterath bei Trier im Jahre 1921 durch Hans Rollmann, Carl Michael und Karl Kaufmann. Die jeweils ersten beiden Buchstaben ihrer Nachnamen bilden den Firmennamen. Die Geschichte von ROMIKA begann jedoch in Köln, wie Ganz-Ohlig belegen kann. Hier gründeten Emil Rollmann und sein Geschäftspartner David Mayer im Jahre 1873 einen Schuhgroßhandel und begannen kurz darauf mit der Schuhproduktion.

Sohn Hans Rollmann weitete die Produktion aus und gründete 1911 in Speicher/Eifel (an der Bahnlinie nach Köln gelegen) eine „Heimindustrie“. Hier fertigten bis 1920 etwa 180 Beschäftigte Pantoffeln. Die neue Fabrik in Gusterath entwickelte sich überaus erfolgreich, wie der Autor eindrucksvoll schildert. 1932 arbeiteten 1.200 Menschen bei ROMIKA, das Aktienkapital war auf eine Million Reichsmark angewachsen.

In den Kapiteln acht bis zwölf dokumentiert Ganz-Ohlig die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen der Nationalsozialisten ab 1933 gegen die überwiegend jüdischen Firmeninhaber. Hans Rollmann war als Mitglied der demokratischen Partei und als erfolgreicher jüdischer Großindustrieller schon früh Schikanen ausgesetzt. Immer wieder kamen Nazis in die Fabrik, grölten Beleidigungen und zettelten Unruhen an. Die Firma erhielt nur noch wenige Rohstoffe zu horrenden Preisen. Es gab keine Bestellungen mehr, und das Unternehmen wurde systematisch heruntergewirtschaftet. Die Nationalsozialisten trieben die Firmeninhaber, wie der Autor durch viele Quellen belegen kann, in den Bankrott und beschlagnahmten ihr Vermögen. Das Konkursverfahren folgte Ende 1935, die Schließung der Fabrik kurz darauf. Sie fiel an den Gläubiger, die Deutsche Bank. Ergreifend sind die Ausführungen von Ganz-Ohlig über die Schicksale der vormaligen jüdischen Besitzer der ROMIKA nach ihrer Vertreibung aus Deutschland.

In Kapitel 13 beschreibt der Autor detailreich die Geschichte von ROMIKA in der Zeit des Nationalsozialismus ab 1936 bis zum Kriegsende. Die Firma war jetzt in „arischen“ Händen, der Name wurde aus Imagegründen beibehalten. Das Gründungskapital erhielt Hellmuth Lemm von Salamander, für Gebäude und Grundstücke musste er nur ein Drittel des vom Konkursverwalter geschätzten Wertes bezahlen. ROMIKA stieg schnell zu einem „nationalsozialistischen Musterbetrieb“ auf. 80% der Beschäftigten waren in der Partei, alle in der Deutschen Arbeitsfront. Im Jahre 1938 begann mit der Zwangsverpflichtung von tschechischen Arbeitskräften eine neue Phase. Ohne den Einsatz von ausländischen Zwangsarbeiter/innen aus z. B. Italien, Polen, der Ukraine und ab 1940/41 verstärkt aus Luxemburg, so Ganz-Ohlig, wäre die Umstellung der Produktion auf „Kriegsbedarf“ nicht möglich gewesen. Häftlinge aus dem KZ-Hinzert und dem der Strafanstalt Wittlich unterstellten Frauenstraflager Flußbach mussten ebenfalls für ROMIKA arbeiten. Nicht nur die SA, auch die Gestapo und die SS waren im Betrieb präsent, wie der Autor belegen kann.

Ende Januar 1941 übernahm Lemm in Luxemburg eine „Trikotagenfabrik“, die vorher dem jüdischen Kaufmann Emile Godchaux gehört hatte. Dort wurden bis 1944 Gummistiefel produziert. In seiner Neuauflage des Buches weist Ganz-Ohlig

auf weiteren Firmenbesitz in Luxemburg hin. 1942 übernahm Lemm die Schuhfabrik Hubert frères & Cie in Tetingen, deren Inhaber von den deutschen Besatzern nach Schlesien zwangsumgesiedelt wurden.

Im Folgenden beschäftigt sich der Autor mit einem besonders heiklen Thema. Mit Kriegsbeginn wurden Hellmuth Lemm ausländische Schuhfabriken in den besetzten Gebieten unterstellt, und er wurde Mitglied der sogenannten Schuhwertungskommission. Diese organisierte u. a. die Verteilung der Schuhe von Menschen, die in den Konzentrationslagern ermordet worden waren. Diese landeten auch bei ROMIKA. Erwähnenswert wäre zudem gewesen, dass die Schuhfirmen auch von sogenannten Schuhteststrecken wie der im KZ Sachsenhausen profitierten, auf denen Häftlinge Schuhe testen mussten.

In Kapitel 14 behandelt Ganz-Ohlig das Entnazifizierungs-Verfahren gegen das frühere NSDAP-Mitglied Hellmuth Lemm, das der Landeskommissar für die politische Säuberung in Rheinland-Pfalz Ende 1946 eröffnete. Die Spruchkammer beschäftigte sich zwei Jahre mit der Angelegenheit, prüfte Akten und hörte Zeugen. Eine erste Entscheidung, Lemm als „Nutznießer des nationalsozialistischen Systems“ einzustufen, wurde im November 1948 aufgehoben, und er wurde lediglich als „Mitläufer“ beurteilt. Auf Grundlage dieser Festlegung, so Ganz-Ohlig, konnte er seine Tätigkeit bei der ROMIKA fortführen.

Nach einem kurzen Exkurs über den erfolgreichen Neustart einer Schuhfabrikation der Rollmanns in den USA schildert der Autor in den Kapiteln 16 bis 23 die „Restitutionsprozesse“ um die ROMIKA. Er wertete dazu alle zur Verfügung stehenden Akten aus rheinland-pfälzischen und nordrhein-westfälischen Archiven aus. Die früheren Besitzer machten nicht nur Ansprüche wegen des Raubs an ihrem Privatbesitz geltend, sondern auch wegen ihres Firmenvermögens. Beide Verfahren endeten, zum Erstaunen Ganz-Ohligs, mit einem Vergleich. 1956 wurde die Villa in Köln an die Rollmanns rückübertragen. Bereits sechs Jahre vorher war der Prozess am Oberlandesgericht Koblenz bezüglich der Fabrik in Gusterath ebenfalls mit einem Vergleich beendet worden.

In den abschließenden Kapiteln 24 bis 28 schildert der Autor das vorläufige Ende des Standortes in Gusterath, den Umgang der Firmengeschichte in der Öffentlichkeit nach 1945 und das Gedenken an die Familien der früheren jüdischen Besitzer. Nach dem Tod von Hellmuth Lemm, der, so der Autor, die Jahre 1921–1936 immer aus der Firmengeschichte ausklammert habe, zog die Firma 1993 Jahre nach Trier und wurde im Jahre 2005 verkauft. Heute gehört ROMIKA zu Deichmann. Es dauerte bis 2009, dass ein sichtbares Zeichen der Erinnerung an die Familie Rollmann in Form von Stolpersteinen in Köln gesetzt wurde.

Die Publikation ist durch das bei Fotobänden übliche Großformat von 24 x 28 cm zwar etwas unhandlich, bietet dadurch aber viele Möglichkeiten der textlichen und grafischen Gestaltung. Der Abdruck auch umfangreicher Dokumente, die sich z. T. über mehrere Seiten erstrecken, unterbricht zwar den Lesefluss, auf der anderen Seite wird das Buch gerade dadurch zu einer wertvollen Quellensammlung. Die mehr als 160 wiedergegebenen Fotos und Dokumente machen die Veröffentlichung sehr anschaulich. Das Buch ist in klarer Sprache geschrieben und vermittelt die Zusammenhänge in verständlicher Form.

Heinz Ganz-Ohlig hat mit seiner Publikation wesentlich dazu beigetragen, die dunklen Seiten der Firmengeschichte aufzudecken. Es bleibt zu wünschen, dass das Buch die Aufmerksamkeit erfährt, die es verdient.

Wolfgang SCHMITT-KÖLZER

